

Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur
Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 10. 1896.

Böse Zungen.

Roman von Heinrich Vogel.
 (Fortsetzung.)

11.

(Nachdr. verboten.)

Gechler saß in seiner Redaktionsstube und berauschte sich an dem Triumphe, den der reizende Absatz des heutigen Blattes ihm gewährte. Seines Faktotums wasserblaue Augen hingen bewundernd an seinem Herrn und Meister.

„Bis jetzt sind vierhundertvierzig Einzel-exemplare verkauft, Herr Doktor, bald werden wir kein Stück mehr haben.“

Kohler sagte dies, um sich seinem Chef angenehm zu machen.

Gechler lächelte. „Ich bin ziemlich zufrieden,“ versetzte er. „Wenn nur Burgheim nicht so ein verwünschtes Nest wäre! In Wien hätten wir eine halbe Million davon verkauft. Aber hier — das heißt wirklich Perlen vor die Säue werfen. Burgheim verdient einen Mann wie mich gar nicht. Man ahnt nicht, was ich werth bin. Welchen Aufschwung würde das erste Blatt der Residenz nehmen, wenn man mich an die Spitze stellte. Man hat mir seiner Zeit einmal Aehnliches angetragen. Ich habe aber abgelehnt.“

Fast ängstlich lauschte Kohler den Enthüllungen seines Chefs.

„Weshalb nahmen Sie es nicht an, Herr Doktor?“ fragte er zaghaft, niedergedrückt durch

die innere Größe Gechler's, die er früher nur empfunden, nur geahnt hatte, die aber jetzt aus des Meisters eigenem Munde bestätigt wurde.

„Weshalb?“ versetzte der Redakteur. „Weil Apollonius Gechler sich nicht verkauft. Man wollte meine Feder mit Gold aufwiegen. Gechler ist aber kein Brennus, der sein Schwert in die Wagschale wirft. Wahrheit und Freiheit ist meine Devise. Ich habe den Boden verlassen, den die eiserne Zunge der Korruption unterwühlte.“

Der Eintritt des Herrn Euler unterbrach die Lobeshymne, welche der Redakteur seiner eigenen Größe sang.

Gechler verließ sofort seinen Platz am Schreib-



pult und ging mit würdevoller Haltung dem Fremden einen Schritt entgegen.

„Ich hatte neulich das Vergnügen, Sie im ‚Goldenen Hirsch‘ zu sehen, Herr —“

„Euler heiße ich,“ fiel dieser ein.

„Ganz recht, Herr Euler, ein Freund des Herrn Staatsanwaltes, wenn ich nicht irre. Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Nichts von Bedeutung. Möchte die heutige Nummer Ihres Blattes haben, wenn noch vorrätig. Komme vielleicht schon zu spät?“

„Kohler!“ rief Hechler, „haben wir noch Exemplare?“

„Drei bis vier Stück,“ log das treue Faktotum, die Absicht der Frage seines Gebieters verständnisförmig erfassend.

„Dann geben Sie eines her! — Hier, Herr Euler. Bitte sehr — kostet gar nichts. Macht mir ein großes Vergnügen, Ihnen dienen zu können. Ist riesig stark gegangen, die heutige Nummer. Wir mußten den Satz stehen lassen und haben bis jetzt gegen dreitausend über die gewöhnliche Auflage abgegeben.“

„Ah, gratulire, gratulire! Angenehmer Erfolg das, Herr Doktor. Sind ja Doktor, wie ich hörte.“

„Hat nichts zu sagen,“ erwiderte Hechler.

„Heiße Hechler, Apollonius Hechler.“

„Merkwürdig,“ fuhr Euler fort, „wie manche Menschen einander ähnlich sehen. Habe früher Jemand gekannt, der Ihnen auf's Haar glück. Sehr merkwürdig. War aber kein Doktor. Warten Sie, wie hieß er nur? Fällt mir jetzt nicht ein. Ist auch gleichgiltig. Werde schon wieder darauf kommen.“

Der Redakteur war etwas unruhig geworden. Er hustete verlegen. „Ja,“ versetzte er, „es kommen seltsame Sachen vor. Was sagen Sie zu der Geschichte hier bei uns?“

„Auch merkwürdig, sehr merkwürdig. Wie ich in Ihrem Blatte lese, hat man ja den Mörder schon. Mein Freund, der Staatsanwalt, ist so zurückhaltend, so zugeknöpft. Hat mich interessiert, bei Ihnen Alles genau beschrieben zu finden. Werde das Blatt mitnehmen. Sehr blühender Styl.“

Hechler warf sich in die Brust. Die Worte des Fremden machten ihn stolz. „Ja,“ erwiderte er, „man thut sein Möglichstes. Leider findet man wenig Anerkennung bei den hiesigen Böötiern. Man hat hier keinen Sinn für Literatur. Meinen Sie nicht auch, daß Burgheim noch etwas zurück ist in der Kultur?“

„Nun, ist eben Ihre Aufgabe, zu fördern, zu heben, Herr — Gott, wie dumm! Mir liegt immer ein anderer Name auf der Zunge — Herr Doktor! Sonst ein ganz nettes Städtchen. Für den Fremden allerdings etwas langweilig. Man weiß nicht, wie man die Zeit zubringen soll. Der Staatsanwalt ist leider am Vormittag sehr beschäftigt. Da sitze ich denn auf dem Trockenen.“

Hechler schob ein Gedanke durch den Kopf. Vielleicht konnte er von dem Fremden allerlei erfahren, das zu wissen ihm einmal nützlich wäre, oder ihm Stoff für die nächste Nummer bieten konnte. Ein Freund des Staatsanwaltes mußte doch Manches hören. Vielleicht ließ er sich auch bewegen, sein Leben versichern zu lassen. Jedenfalls wollte er die Gelegenheit ausnützen.

„Herr Euler,“ sagte er, seiner scharfen Stimme einen möglichst weichen Ton verleihend, „wenn ich mir erlauben darf, möchte ich Sie auffordern, mit mir auf ein Glas Bier in Auböck's Gartenrestauration zu gehen. Ausgezeichnetes Pilsener, frisch vom Faß! Oder sind Sie Weintrinker? Sehr guten Gumpoldskirchner oder Grinzinger hat der Auböck. Es ist dort gut sitzen. Die alten Kastanien geben Schatten und unser kleiner Fluß mildert die Hitze. Meistens findet man auch gute Gesellschaft dort.“

Schlimmsten Falls müßten Sie mit mir vorlieb nehmen.“

„Sehr verbunden, Herr Doktor! Klingt verlockend! Nehme dankbar an. Habe wirklich Durst.“

Hechler erteilte seinem Faktotum noch einige Aufträge. Dann sagte er: „Wir gehen zu Auböck. Wenn Jemand nach mir fragt, kann er mich dort finden. Vor Mittag komme ich nicht zurück. — Herr Euler, wenn's beliebt —“

Kohler öffnete dienstfertig die Thür, Euler und der Redakteur verließen das Heim des „Postboten“. —

Unter den Bierlokalen Burgheims nahm die Auböck'sche Gartenwirthschaft einen hervorragenden Platz ein. Unmuthig am Flusse gelegen, bildete der mit gedeckten Hallen umgebene Rasenplatz, den mächtige alte Kastanien gegen die Sonne schützten, einen Lieblingsaufenthalt der Bewohner des Städtchens, wenn sie in der wärmeren Jahreszeit den Staub des Tages und der Arbeit mit einem frischen Trunkte hinunterspülen wollten. Dorthin lenkten Hechler und sein Begleiter ihre Schritte.

Da es noch ziemlich früh war, so war der an Nachmittagen stets stark besuchte Garten jetzt wenig besetzt. Einige junge Leute vergnügten sich geräuschvoll an der Regelpbahn. Sie hatten die Rösche abgelegt, um in Hemdsärmeln ihrer muskelfördernden Thätigkeit besser obliegen zu können.

Hechler deutete auf eine der offenen Hallen. „Dort ist es ruhiger,“ sagte er, „mich macht der Lärm auf der Regelpbahn immer etwas nervös. Schieben Sie gern Regelp, Herr Euler?“

„Wenn ich gerade nichts Besseres zu thun weiß, lasse ich mir's zur Noth gefallen. Geistesreiche Gesellschaft“ — er machte gegen Hechler eine Verbeugung — „ruhige Ecke zum Trinken ziehe ich vor.“

Der Redakteur fühlte sich von seinem freundlichen Begleiter sehr angezogen. Der scharfe Ausdruck seiner Züge milderte sich zusehends.

„Also dorthin, wenn's gefällig ist.“

Er rückte an den Eckisch, der einen freien Blick bis über den Fluß hinaus bot, zwei Sessel, seinen Begleiter mit einer höflichen Bewegung auffordernd, Platz zu nehmen. Nicht lange nachher saßen Beide hinter einem kleinen Frühstück und schäumenden Biergläsern behaglich in lebhaftem Gespräche.

Euler wußte mit kleinen Anekdoten und Schwänken ein angenehmes Tischgespräch zu unterhalten, so daß Hechler in eine immer aufgeräumtere Stimmung gerieth.

Nach und nach fanden sich mehr Gäste ein. Hechler erhielt von allen Seiten Komplimente wegen der heutigen Nummer, und es dauerte nicht lange, so wurde in der langen Halle fast von nichts Anderem gesprochen, als von der Verhaftung des Malers und dem, was damit in Verbindung stand. Auch der Redakteur bemächtigte sich wieder dieses Gegenstandes, mit Genugthuung die Hilfe preisend, welche eine wohlgeleitete Presse dem Dienste der Gerechtigkeit zu leisten im Stande sei.

„Haben schon recht, Herr Doktor. Kann aber auch gefährlich werden.“

„Wieso, Herr Euler?“

„Nun, gefährlich für den Redakteur. Wenn zum Beispiel die Geschichte mit dem Maler ein Irrthum wäre. Könnten leicht zur Rechenschaft gezogen werden.“

„Ah, Sie meinen die Mittheilung, daß Hellmer den Mautner fast niedergedrückt hat, als er aus dem Hause seines Onkels flog. Mein Gott, ich war nicht dabei. Das muß Freund Mautner verantworten, der es erzählt hat. Im Uebrigen glaube ich, daß es die Pflicht der Presse ist, unbeirrt und furchtlos die Meinung des Tages abzuspiegeln. Sie ist

die Stimme des Volkes und vox populi — vox Dei!“

„Gewiß, gewiß! Aber glauben Sie wirklich, daß es Hellmer war, Herr Doktor?“

„Das zu untersuchen ist Sache des Gerichts. Ich will offen mit Ihnen sein. Sie gefallen mir, verehrter Freund. Vorläufig weiß ich keinen Anderen und dann gönne ich es dem Maler.“

„Sehr schmeichelhaftes Zutrauen! Und Herr Mautner gönnt dem Maler auch wohl alles Schlechte,“ meinte der Detektiv.

„Der? O, wenn's nach dem ginge — doch fragen Sie ihn selbst, da kommt er. — Servus, Mautner! Hierher! Das ist geschickt. Sehen Sie sich. Warten Sie, ich rücke etwas herum. — Ja so, die Herren kennen sich noch nicht. — Also Herr Emil Mautner, zukünftiger Rothschild von Burgheim — Herr Euler — Ihren Titel kenne ich nicht, Verehrtester —“

„Privatier, Herr Doktor. Philosoph, Erforscher tiefer Geheimnisse, Freund des Staatsanwaltes Deterinak. Da haben Sie gleich verschiedene zur Auswahl.“

Mautner warf dem Fremden einen mißtrauischen Blick zu. Der Mann mißfiel ihm, er wußte nicht weshalb. Der Sarkasmus, der sich mehr noch als in den Worten selbst, in dem Tone und der nur fühlbaren überlegenen Weise zeigte, wie Euler sie vorbrachte, verursachte ihm ein ängstliches Gefühl.

„Ich möchte nicht stören,“ sagte er zögernd. „Vielleicht gehe ich ein wenig auf die Regelpbahn.“

„Unfinn, lieber Freund, setzen Sie sich. Schade, daß Sie nicht früher gekommen sind. Wir haben schon viel gelacht. Nicht wahr, Herr Euler? Das war eine komische Geschichte, welche Sie vorhin erzählten von dem Gespenst, das sich als Nachtwandlerin entpuppte, die an dem Gartenzaun hängen blieb und nicht herunterkommen konnte. Zu komisch! Das wäre nach Ihrem Geschmack gewesen, Mautner. Apropos, da fällt mir ein, Sie waren ja neulich in dem Ruttner'schen Hause, Herr Euler? Ich sah Sie, als Sie über den Gartenzaun blickten.“

„Daß man doch nirgends hingehen kann, ohne von Ruttner und der fatalen Geschichte zu hören,“ fiel Mautner erregt ein. „Ich gehe fort, wenn Sie nichts Anderes wissen, Hechler!“

„Trinken, trinken, Herr Mautner,“ sagte Euler, „beruhigt die Nerven. Nehmen Sie sich ein Beispiel an uns. Sind schon beim vierten Glas. Superber Stoff. Was, Herr Doktor?“

„Natürlich! Freund Emil, seien Sie nicht langweilig. Das Leben ist kurz; ewig währt der Durst. — So ist's recht,“ rief Hechler, als der Kellner ein Glas Bier für Mautner auf den Tisch stellte. „Stoßen Sie an! Auf Ihre neuen Ausflüchte! Die Zukünftige soll leben!“

Hechler kannte seinen Freund. Es war, als wenn mit diesen Worten neue Lebenskraft in dessen mattes Blut geströmt wäre.

Mautner's Haltung, die vorher schlaff und ermüdet war, wurde wieder straff, der Blick der unruhigen, halbverdeckten Augen lebhaft und feurig. Er ergriff das Glas, auf Hechler's Trinkspruch Bescheid zu thun, und leerte es auf einen Zug. Dann stellte er es so heftig auf den Tisch, daß es zerbrach.

„So ist's recht,“ lachte er dann, „möge Jeder so zu Grunde gehen, der sich mir in den Weg stellt!“

„Amen,“ schloß der Redakteur. „Ein recht christlicher Wunsch. Vielleicht haben Sie die Genugthuung, ihn bald verwirklicht zu sehen. Ihre Aussage muß den Maler vernichten.“

Mautner's Züge nahmen einen teuflischen Ausdruck an. „Kellner, Bier!“ rief er jetzt, fast überlaut. „Sie haben Recht, Herr Euler. Trinken ist das Beste!“

„Das Allerbeste,“ entgegnete der Ange-

sprachene. „Es erheitert den Verstimmtten, vertreibt die Sorgen, betäubt das Gewissen und würde selbst den zum Tode Verurtheilten ruhig das Schaffot besteigen lassen, wenn man ihn trinken ließe. — Ist Ihnen kalt, Herr Mautner, weil Sie so zusammenfahren? Abergläubische meinen, daß dann der Tod auf unser Grab trete, wenn uns ein plötzlicher Schauer befällt.“

„Hihhi!“ kicherte Hessler, „Freund Emil ist eine sensitive Natur, Ihr blutiges Bild irritirt seine Nerven. Trinken, Freund, trinken!“

Und Mautner trank. Kaum, daß der Kellner abermals ein frisches Glas brachte, war es auch schon geleert.

„So,“ sagte er dann, „jetzt ist das Frösteln überwunden. Ich war schnell gegangen, und hier ist es sehr kühl.“

Der Redakteur kam wieder auf sein früheres Thema zurück. „Sie erzählten uns noch nicht, lieber Freund,“ wandte er sich an Euler, „was Sie neulich an dem Gartenzaun machten.“

„Sollte ja nicht mehr — nach einem Wunsche des Herrn Mautner — über die Sache gesprochen werden,“ erwiderte der Gefragte. „Wenn Sie es aber gerade wissen wollen, so ging ich mit dem Staatsanwalt, der einen Lokalausweis vornahm, in's Haus. Dabei wurde die Frage aufgeworfen, wie der Mörder hineingekommen sei.“

„Das weiß man ja,“ fiel Mautner eifrig ein. „Man hat den Hessler hineingehen sehen. Und wie sollte er anders hineingekommen sein, als durch die Hausthür.“

„Nehmen wir immerhin an, daß es der Maler war. Gut. Wenn's aber ein Anderer war, den man noch nicht kennt? Interessirte mich, die Geschichte. Ging darum in den Hof, wo Sie mich sahen.“

„Und fanden Sie etwas?“ fragte Hessler gespannt.

„Vielleicht ist's Einbildung. Es kam mir vor, als wäre kürzlich Jemand über den Zaun gestiegen.“

Mautner ergriff sein Glas und that einen tiefen Trunk. Dann reichte er es dem aufwartenden Kellner zu frischer Füllung.

„Unsinn,“ meinte er mit unsicherer Stimme. „Dieser Jemand müßte ja aus unserem Hause gekommen sein.“

„Zu diesem Schlusse kam ich auch, Herr Mautner,“ erwiderte der Detektiv, ihn mit einem eigenthümlichen Lächeln anblickend.

„Da kommt mir ein Gedanke,“ fiel Hessler ein, „vielleicht hat man bei euch einbrechen wollen, Emil, das wäre ja auch möglich. Wenn etwa der alte Wucherer selbst diesen Plan gehabt hätte — hihhi! Zu komisch! Was meinen Sie, Herr Euler?“

„Meine, wir sprechen zu laut für solche Gedanken. Bin etwas ängstlich wegen der Verantwortlichkeit. — Sehen Sie,“ sagte er dann plötzlich, „ist das nicht der zukünftige Schwager des Malers? Wie der Lieutenant umherschaut! Und eine Zeitung hält er in der Hand. Er sucht Jemand.“

Hessler folgte der angedeuteten Richtung. Erschrocken fuhr er zusammen. „Emil,“ sagte er dann schnell, „ich berufe mich auf Sie, wenn der Berthold wegen des Artikels etwas von mir will.“

Mautner, der von Natur keineswegs feige war und zudem eben jetzt unter der Wirkung des schnell und reichlich genossenen starken Bieres stand, rief prahlerisch: „Versteht sich! Ich nehme Alles auf mich. Er soll nur herankommen, wenn er es wagt.“

Otto war in Begleitung eines Kameraden, dessen Gegenwart er sich erbeten hatte, gegen elf Uhr in der Redaktion des „Postboten“ erschienen.

Auf seine Frage nach dem Redakteur erhielt

er von Kohler die Auskunft, daß sein Chef mit einem Herrn in den Lubdöf'schen Garten gegangen und dort bis Mittag zu treffen sei. Die Offiziere wandten also ihre Schritte nach der genannten Wirthschaft.

„Otto,“ meinte dessen Kamerad, „hast Du auch an das Aufsehen gedacht, welches entstehen wird, wenn Du den Schurken öffentlich zur Rechenschaft ziehst?“

„Gewiß, und es ist mir gerade recht, denn auf die Weise wird die Nachricht davon in einer Stunde in der ganzen Stadt ebenso verbreitet sein, wie dieses elende Schmierblatt. Und wenn nichts Anderes darin stünde, als die Verleumdung, daß mein Schwager sich gestern Nacht, während er doch bei mir war, versteckt gehalten hätte, so müßte der Erfinder dieser Lüge dafür büßen.“

Er schwieg. Eine tiefe Falte zeigte sich zwischen seinen Augenbrauen, und aufgeregt schlug er mit der Reitpeitsche an seine sporenklirrenden Stiefel.

Jetzt waren Beide in den Garten getreten. Otto überfah mit einem Blicke den ganzen Raum. Ein fast freudiger Zug erhellte sein finsternes Gesicht, als er in der Ecke der einen Halle die eifrig sprechende kleine Gesellschaft erblickte. Er gab seinem Begleiter mit den Augen einen Wink, und die beiden Offiziere schritten, Otto voran, auf den Tisch zu.

Hessler hatte sofort den Ernst der Situation erkannt. Troghem machte er mit der ihm eigenen Unverschämtheit den Versuch, der bedrohlichen Sache eine gute Seite abzugewinnen.

Seinem Gesichte ein möglichst gewinnendes Lächeln aufdrückend, rief er in einem unangenehm süßlichen Tone: „Ah, welch' seltene Erscheinung! Hat Sie auch das schöne Wetter hierher gelockt, meine Herren? Das ist recht schön! Bitte, nehmen Sie hier bei uns Platz.“

Otto machte eine abwehrende Bewegung, dann begann er sofort: „Ich bin hierher gekommen, Herr Hessler, und mein Kamerad, Herr v. Thurnberg, war so freundlich, mich dabei zu begleiten, um von Ihnen Aufklärung über einige Stellen in Ihrer heutigen Nummer zu verlangen.“

„Aufklärung verlangen Sie, Herr Lieutenant?“ erwiderte der Redakteur. „Wie verstehe ich das? Sie wissen doch, daß bei dem erhabenen Berufe der Presse dieselbe eine gewissermaßen immune Stellung einnehmen muß, soll sie anders ihrer Mission gerecht werden können. Nur dem Richter kann und darf ich unter Umständen die Geheimnisse der Redaktion preisgeben. Bedenken Sie das, Herr Lieutenant!“

Diese zuversichtlich herausgestoßenen Worte gaben dem anfangs ängstlich sich zusammenduckenden Männchen wieder etwas Haltung. Er hoffte, daß seine Worte auf den Offizier Eindruck machen würden.

Aber Otto, der mit steigendem Unwillen dem Redeschwall Hessler's Stand gehalten hatte, ließ ihn nicht lange im Unklaren darüber. „Bewahren Sie Ihre Tiraden und Gemeinplätze über den Beruf der Presse für ein anderes Publikum. Mir beantworten Sie zunächst die Frage: stehen Sie für den Inhalt Ihres Blattes ein oder nicht?“ versetzte Otto barsch. „Natürlich,“ entgegnete Hessler, noch bleicher werdend, „das heißt, vor dem zuständigen Gericht.“

„Weichen Sie mir nicht derart aus. Ich will den Fall noch näher präzisiren: halten Sie die Behauptung Ihres — Ihres — Blattes, daß mein Schwager Hessler mit blutigen Händen aus dem Hause seines Onkels geflohen sei, aufrecht? Ja oder nein!“ rief nun der Lieutenant zornig.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Flößer auf dem Pregel.

(Mit Bild auf Seite 73.)

Der Pregel ist in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar und daher als Verkehrsader für die Provinz Ostpreußen von großer Bedeutung. Besonders für russische Bau- und Kuchhölzer bildet er, gleich der Weichsel, einen beliebten Ausfuhrweg, und die russischen Flößer auf ihren mächtigen, aus mehreren Lagen kreuzweis übereinander gelegter Baumstämme gebildeten Flößen bilden eine charakteristische Staffage der ziemlich eintönigen Landschaft, die jener Fluß durchzieht. Sie leben während der ganzen Fahrt auf ihren Flößen, auf denen eine Hütte zum Schlafen und eine Feuerstelle zum Kochen eingerichtet ist. Wie alle Slaven, lieben sie Musik und Tanz sehr, und wenn die Steuerung des Floßes nicht ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, geben sie sich gern ihrer harmlosen Fröhlichkeit hin, wie dies unser Bild auf S. 73 veranschaulicht.

Die große Pyramide des Tempels von Tandschor (Ostindien).

(Mit Bild auf Seite 76.)

Ein vollendetes Werk brahmanischer Architektur und einer der schönsten und gewaltigsten Tempel der Erde überhaupt ist das dem Siwa geweihte Heiligtum von Tandschor, einer Stadt in der britisch-indischen Präsidenschaft Madras. Dieser Tempel, von dem wir auf S. 76 eine Ansicht bringen, bildet eine hohe, steile Pyramide von 16 Stockwerken und etwa 70 Meter Höhe und endet oben in einem kronenartigen Aufbau, der aus einem einzigen Steinblock ausgehauen sein soll. Fast überreich ist der Skulpturenschmuck, in dem namentlich pfauenfederartige Fächer hervortreten. Die an allen Stockwerken sichtbaren Fenster geben dem Bau eine gewisse Leichtigkeit, sind aber nur Nischen, in denen an Festtagen Lampen angezündet werden. Gleich den ägyptischen Pyramiden ist das Bauwerk durchaus massiv bis auf den Tempelraum in den unteren Stockwerken.

Mädchen aus dem Brixenthale.

(Mit Bild auf Seite 80.)

Eine schmucke Maid aus dem Brixenthale führt uns das Bild auf S. 80 — nach einem Gemälde von F. Proell — vor Augen. Dies Thal ist nicht etwa bei der an der Brennerbahn gelegenen Bischofsstadt Brixen zu suchen, sondern hat vielmehr seinen Namen von dem großen Dorfe Brixen am Fuße der Hohen Salve. Hier sieht man die „Deandln“ in der auf unserem Bilde dargestellten Tracht, für welche der kleine Strohhut charakteristisch, dessen unterer Rand mit Sammet oder buntem Zeug besetzt ist, während oben bunte Glasperlen, Blumen und Glitter aufgenäht sind. Die langen Röcke werden bei der Arbeit franzartig um den Kopf geschlungen. Genau denselben Hut tragen übrigens auch die Männer dieses Thales, und da die Mädchen beim Heuen und anderen Feldarbeiten auch blaue Beinkleider und Jacken tragen, die denen der Männer ganz ähnlich sind, so kann man sie aus der Ferne von Letzteren kaum unterscheiden.

Wandlungen.

Erzählung aus dem Leben eines berühmten Sängers.

Von Karl Martellus.

1. (Nachdruck verboten.)

Die Kriegergrel, welche am Anfange unseres Jahrhunderts die ganze Welt erfüllten, drängten das Interesse an Kunst und Künstlern naturgemäß in den Hintergrund. Sogar in Italien, dem klassischen Lande des Gesanges, stand es mit der Oper sehr flau.

Das mußte zu jener Zeit auch der Håuptling einer in dem Städtchen Romano weilenden Theatertruppe bitter empfinden. Was nützte es dem biedereren Meister Cinetti, daß er Tag für Tag die neuesten und berühmtesten Opern ankündigte, was nützte es ihm, daß er unter seinem vier Köpfe zählenden Solopersonale die „weltberühmte Schönheit“ Felicitas Dolani als Primadonna engagirt hatte?

Der Operntruppe des Signor Cinetti ging es schlecht, die Theilnahme des Publikums von

Romano war eine sehr geringe, und mit der Auszahlung der „Gage“ haperte es. Das aus sechs Personen bestehende Chorpersonal, das äußerst materiellen Anschauungen huldigte und von uneigennütziger Kunstbegeisterung nichts wissen wollte, hatte infolge der stetigen Zahlungsunfähigkeit seines Herrn und Meisters eines schönen Morgens das Weite gesucht. Und gerade für diesen Abend war ein Singspiel angesetzt, das der bedrängte Theaterdirektor selbst komponiert hatte und von welchem er sich einen großen Erfolg versprach.

Große Verzerrung herrschte unter den Zurückgebliebenen. Es mußte Keiner Rath, Jeder betonte nur die Unmöglichkeit, ohne Chor überhaupt weiter zu spielen, und schließlich gaben die vier Solisten deutlich zu erkennen, daß auch ihre Geduld zu Ende sei. Als Meister Cinetti alle seine Ueberredungskunst an den Mißvergnügten vergeblich erschöpft hatte, griff er in seiner Verzweiflung nach der Mühe und verließ den Musentempel, um in der frischen Luft wieder zu Athem zu kommen und vielleicht auch einen rettenden Gedanken zu finden.

Auf seiner planlosen Wanderung durch die kleinen Straßen des Städtchens gelangte der sorgenbelastete Bühnenleiter auch auf den Marktplatz, wo ihm ein dichter Menschenhaufe auffiel. Er blieb stehen und fragte nach der Ursache des Auflaufes. Aber noch bevor sich Signor Cinetti durch die lebendige Mauer gedrängt hatte, welche einen Kreis um den Mittelpunkt des Platzes bildete, belehrte ihn ein mehrstimmiger gemischter Chor, daß hier eine der wandernden Bänkelfängergesellschaften ein Gastspiel gab.

Es gelang ihm, in die erste Reihe vorzu-

dringen und sich den Sängern von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustellen. Es war eine Gesellschaft von fünf Köpfen, eine Familie offenbar: Vater, Mutter, eine Tochter und zwei Söhne, von welchen der Jüngste noch dem

Anfangs hörte Cinetti mit halb grimmigem, halb verächtlichem Lächeln zu, aber er war doch zu viel Musiker, um sich nicht nach und nach zu gestehen, daß diese Bardenfamilie etwas Besseres bot, als sonst wohl solche Wanderfänger. Da zuckte plötzlich ein Gedanke unter der Glaze des Theaterhaupteingangs auf. Wie wäre es, wenn er als Ersatz für den durchgebrannten Opernchor diese Sängerkategorie zu gewinnen trachtete?

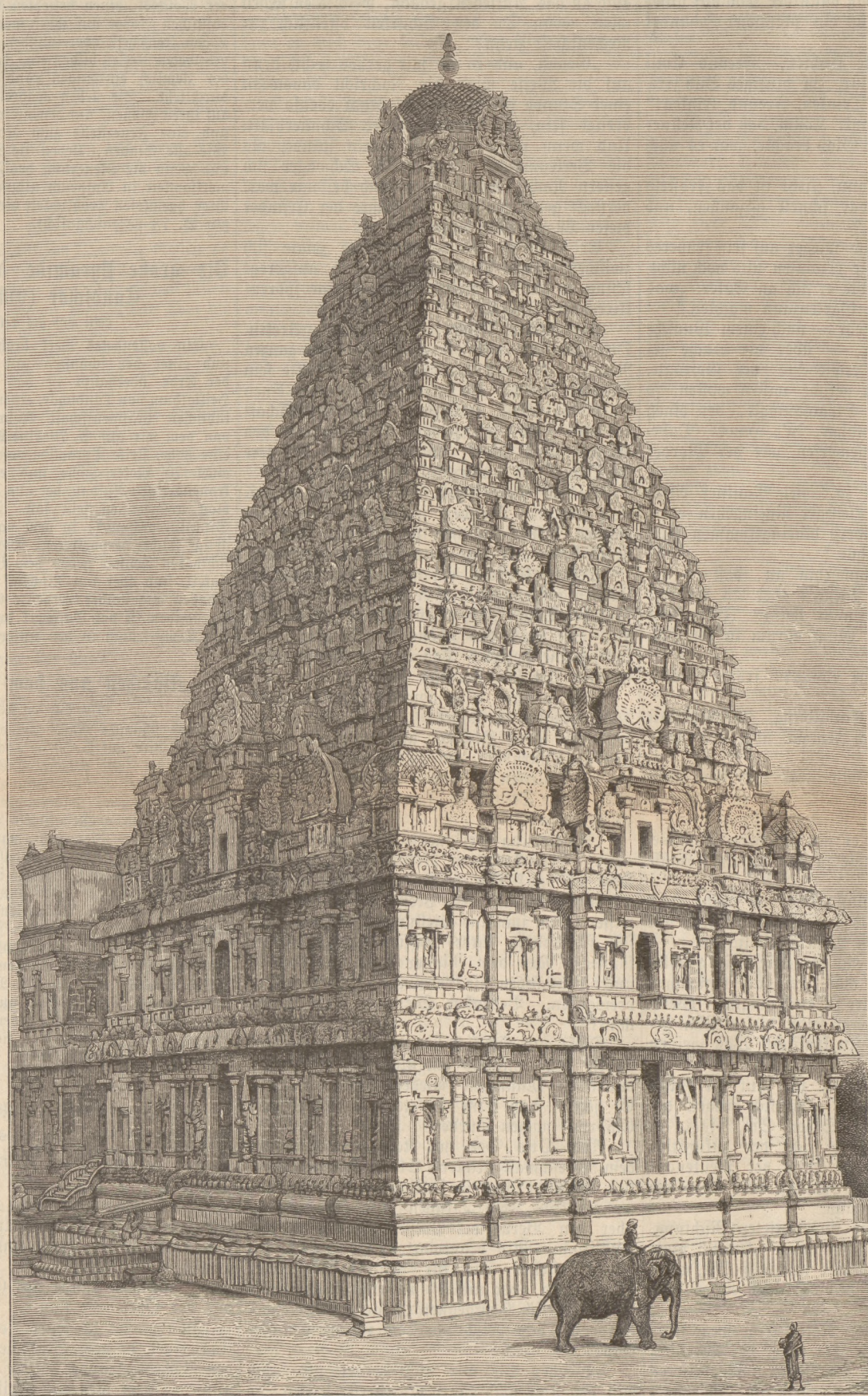
Gedacht — gethan. Als die Familie ihren musikalischen Vortrag beendet hatte und sich anschickte, weiter zu ziehen, trat Cinetti an das graubärtige Oberhaupt heran und begann mit demselben eine lebhaft Unterredung.

Zehn Minuten später nahm die Truppe unter der Führung des Theaterdirektors ihren Weg nach der Bretterbude, die in kunstlosen Buchstaben die stolze Aufschrift „Operntheater“ trug.

Nach einer kurzen Probe vor dem vollständigen Solopersonale nahm Cinetti die Familie des Signors Beppo, wie sich der Bänkelfänger kurzweg nennen ließ, feierlich als „Chor“ in den Verband seines Kunstinstitutes auf. Er rechnete eigentlich nur auf die vier Erwachsenen, ließ sich aber schließlich den kleinen, erst zwölf Jahre alten Gian Battista als Dreingabe gern gefallen, um so mehr, als sich der Knabe bei näherer Prüfung als ein ganz brauchbarer Geiger und auch sonst als sehr aufgeweckt und anständig erwies.

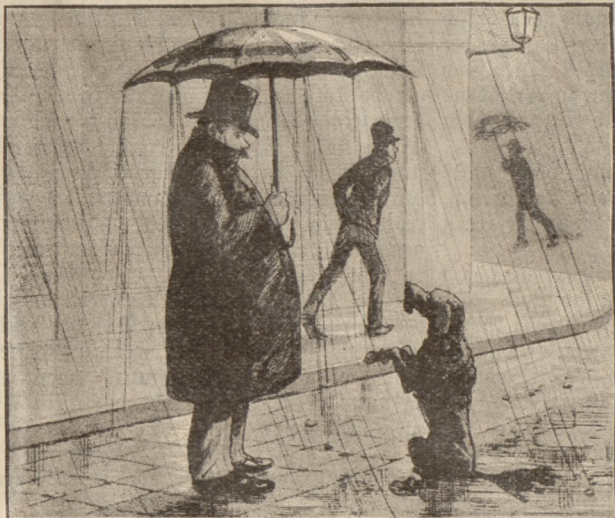
Als Honorar für die ganze Familie hatte er per Abend zwei Tha-

ler vereinbart, die er in der Folge mit größter Pünktlichkeit — schuldig blieb, wie Alles, was bei ihm Gage hieß. — Die Familie Meister Beppo's hatte also ihre Lage keineswegs verbessert, als sie in den



Die große Pyramide des Tempels von Landshor (Indien). [S. 75]

Humoristisches: Undank.



Na, Hundert, was willst denn? Hast g'wiß deinen Herrn verlor'n und bittest mi jetzt um a Nachtlager! Na, sollst ein's hab'n, und auch a gut's Futter, wenn du a braves Hundert bist!



Ah, ah, ah, nit da hinein, Hundert, nit da hinein; du machst mir ja 's ganze Bett dreckig mit dein' schmierigen Pelz!



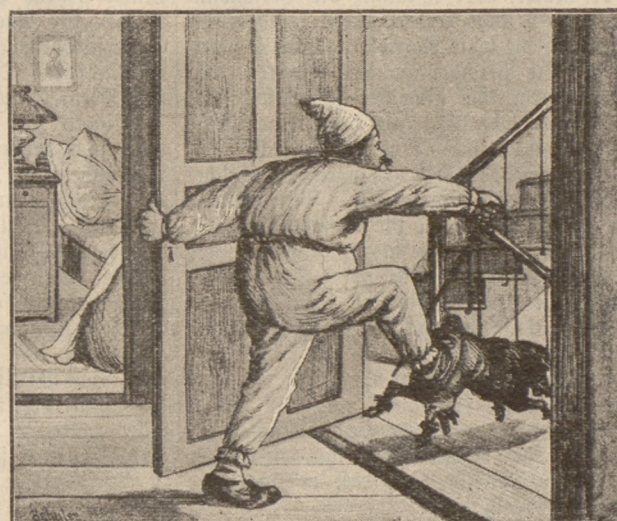
Komm' schön 'raus, Karo, oder wie du sonst heißt, da leg' dich schön auf'n Teppich, dann kriegst auch a Futter — aber gleich, sonst kriegst nix!



Wirt gleich 'rausgeh'n aus mein' Bett, elend'ger Kötter, da drinnen lieg' ich — marisch heraus!
Was! Wie scheint gar, der Kerl will beißen!



Ah, das ist nett, der Kerl macht sich's ganz gemütlich in mein' Bett und bringt mich um mei' ganze Nachtruhe — der elende Kötter ignoriert mi, als wenn i gar nit da wär! — aber wart' nur, morgen —



(Am Morgen.) Aber jetzt schau, daß d' auh kommst, du Rabenvieh, und ichent' mir a anderes Mal wieder das Vergnügen! I werd' mi übrigens beeilen, mir so bald als möglich wieder ein' so gemütlichen Gast auf a Nachtlager einzuladen!

Sold des Kunstpflegers von Romano trat; Noth und Entbehrung waren bisher ihr Loos gewesen, und Noth und Entbehrung hatten die armen Leute auch hier zu tragen. Der Besuch des Theaters blieb so schwach wie vorher, und in der Kasse Cinetti's herrschte die gewohnte Ebbe.

Nur Einer in der ganzen Gesellschaft ließ sich die Sorgen der Uebrigen nicht ansehn, das war der muntere Gian Battista, „der unnütze Kostgänger“, wie ihn sein Vater nannte. Der Junge war stets heiter und guter Dinge. Die Bretter, die er zum ersten Male in seinem Leben betrat, hatten einen eigenen geheimnißvollen Reiz für ihn.

Was ihn aber aus seiner ganzen Umgebung am meisten entzückte, das war Signorina Dolani, die schöne Primadonna. Wenn sie auftrat, verschlang er sie mit den Blicken seiner kohlschwarzen großen Augen und vergaß Alles um sich her. Bei der Probe, wo er sie von den Kulissen aus belauschte, ging dies an; sah er aber des Abends während der Vorstellung im Orchester, das außer seiner Violine nur aus einem elenden Spinett und der Primingeige des sogenannten Kapellmeisters bestand, da bekam er oft den Fiedelbogen des Letzteren auf seinem Krauskopf zu kosten, wenn er, in die Bewunderung der reizenden Felicitas versunken, den Arm sinken ließ und Mund und Augen in stummem Entzücken weit aufriß.

Nachgerade aber blühte Gian seine vordem unverwundliche Laune ganz ein und wurde zum Kopfhänger, er mied Felicitas, aber von irgend einem Winkel aus beobachtete er sie um so genauer. Liebe und Eifersucht waren in das Herz des Knaben eingezogen. Und da sollte er eines Tages die Bestätigung dessen finden, was er schon seit längerer Zeit gewittert hatte: der Tenorist Bertucci, ein junger, hübscher Mann, war der begünstigte Liebhaber der hübschen Felicitas.

Mittlerweile hatte Meister Cinetti die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen um die Gunst des Publikums von Romano endlich eingesehen und den Beschluß gefaßt, der undankbaren Stadt den Rücken zu kehren. Vorher aber traf ihn noch ein entsetzlicher Schlag. Am Tage vor der Abschiedsvorstellung brannte die holde Primadonna mit dem ersten Tenor durch. Auch sie hatten die Hungerleiherei bei Meister Cinetti nicht länger ertragen können.

Die entrüsteten Kollegen schimpften weidlich über diese Fahnenflucht, Cinetti schäumte vor Wuth, schloß und schwur die schauerlichsten Eide der Rache, aber er konnte die Verschwundenen dadurch nicht herbeizaubern, und wußte nicht, wie er die letzte Vorstellung ohne Tenoristen und ohne Primadonna geben sollte.

Niemandem aber ging der hinterlistige Abschied Felicitas' so nahe, als dem kleinen Gian Battista. Jetzt wußte er es erst so recht, wie innig er an dem Mädchen gehangen, mit welcher Leidenschaft er sie geliebt hatte. Mit feuchten Augen schlich er sich in die Damengarderobe, an ihren Platz, wo noch das Kostüm lag, das sie gestern als Pamina in der „Zauberflöte“ getragen hatte. Er raffte die fadenscheinigen Gewänder zusammen und drückte sie inbrünstig an die Lippen. Dann kam eine seltsame phantastische Knabenlaune über ihn; er legte die Kleider Stück für Stück an, und als er sich dann in dem grünlichen Spiegelglas an der Holzwand besah, überwältigte ihn wieder der Gedanke an Felicitas so, daß er in heiße Thränen ausbrach.

„He! Was soll das heißen, Du Schlingel?“ rief plötzlich eine rauhe Stimme; es war die Vater Beppo's, der soeben hereintrat und seinen Sohn erstant betrachtete. Hinter ihm stand Cinetti; er war schon im Begriff, seinen Zorn, der die Flüchtigen nicht mehr erreichen konnte,

an dem Knaben auszulassen, als er überrascht innehielt. Der Junge sah in dem Anzuge wirklich allerliebste aus und — Cinetti hatte wieder einmal eine geniale Eingebung.

„Höre einmal, Gian, Dein Bruder könnte zur Noth allenfalls den Tamino singen. Ich habe Dich neulich etwas von der Parthie der Pamina trällern hören. Würdest Du Dich getrauen, es einmal als Sängerin zu versuchen? Deine Stimme ist hell und für einen Knaben Deines Alters ungewöhnlich hoch.“

Gian befaß sich eine Weile, dann nickte er; eine schwärmerische Sehnsucht ergriff ihn, in Felicitas' Kleidern, in ihrer Rolle ihr einen zärtlichen Kuss zu weihen.

„Wir werden es Dir schon leicht machen,“ ermunterte Cinetti den anscheinend noch Zaghafte, „wir werden die Parthie gehörig kürzen — es ist ja ohnedies die letzte Vorstellung; mögen die Himmeln dann denken, was sie wollen, wenn Du anstatt der Dolani auftrittst.“

Und Gian ging so wie er war gleich zur Probe. Hier stellte es sich zur allgemeinen Ueberraschung heraus, daß er die ganze Parthie der Pamina so völlig inne hatte, daß nicht eine Note davon gestrichen zu werden brauchte. Cinetti war entzückt und lobte das musikalische Gedächtniß des Knaben.

„Es wird Alles gut gehen,“ rief er ein über das andre Mal mit dem leicht entzündlichen Enthusiasmus seiner Landsleute, „es wird Alles gut gehen am Abend, verlaß Dich darauf, mein Junge!“

Und es ging auch wirklich gut. Gian sah reizend aus mit seinem fecken, pikanten Knabengesicht. Und wie er sich zu bewegen wußte, und nicht zuletzt — diese glockenhelle Sopranstimme!

Das Publikum, das zur letzten Vorstellung etwas zahlreicher als sonst erschienen war, stuzte erst über die ungewohnte Erscheinung, aber bald thaute es auf und beklatschte die neue Primadonna mit einer Begeisterung, die sich von Scene zu Scene steigerte.

Am andern Tage verkündete der Ausruf der Einwohnerschaft des Ortes, daß sich Cinetti entschlossen habe, die Stadt noch mit einigen Vorstellungen zu beglücken, nachdem es ihm gelungen sei, einen der jüngsten Sterne am italienischen Opernhimmel, Signorina Battistina, für seine Bühne zu gewinnen.

Am Abend war die Bude bis auf das letzte Plätzchen gefüllt, und Signorina Battistina erntete noch mehr Beifall als gestern. Das Publikum war außer Rand und Band über Cinetti's neue Primadonna. Und so ging es Abend für Abend. Gian trat nacheinander in verschiedenen Rollen der nun leicht zu missenden Felicitas Dolani auf, und jedesmal war das Theater ausverkauft.

Cinetti gab noch zehn Vorstellungen. Er hätte noch mehr gegeben, aber er fand es nun sehr unbequem, daß die zahlreichen Gläubiger und seine Künstler nicht minder ihr Geld forderten. Sollte er das brillante Erträgniß der letzten Tage wirklich dieser hungrigen Meute hinwerfen? Nein! Er zog es vor, dem Beispiele seines einstigen Chors und des Pärchens Dolani-Bertucci zu folgen, und so geschah es, daß am Morgen des ersten Tages nach Gian Battista's Auftreten als Primadonna der Theaterdirektor ebenfalls verschwunden war. Alles hatte er zurückgelassen, nur nicht die wohlgefüllte Kasse.

Die Truppe stand da — elender als je zuvor, denn die wüthenden Gläubiger pfändeten jetzt nicht nur die hinterlassene Habe des treulosen Direktors, sondern auch den größten Theil von dem kärglichen Besitzthum der bedauernswerthen Mitglieder, die sich klagend und jammernd zerstreuten, um, so gut es ging, anderswo ihr Brod zu suchen.

2.

Nach längerem Herumziehen gelang es Meister Beppo, mit Frau und Kindern in Bergamo im Chor der dortigen Oper Unterkunft zu finden. Gian Battista entwickelte hier eine mannigfache Thätigkeit: theils als Orchestermusiker, theils als Chorist, theils, wenn gerade Noth an Mann war, als zweiter Tenorist, denn sein Sopran war inzwischen verschwunden. Einen stolzen Triumph erlebte der talentvolle junge Mann an einem Abend, an welchem der durchreisende berühmte Lamberti als Gast auftrat. Gian durfte mit dem in jener Zeit vielgenannten Sänger zusammen auftreten, und er löste seine Aufgabe, eine kleine Tenorparthie, so gut, daß ihn Lamberti am Schluß der Vorstellung mit einem Dukaten beschenkte, ihn ermunterte und ihm rieth, sich später einmal, wenn er völlig „mutirt“ habe, an ihn zu wenden, er würde ihm dann ein Engagement verschaffen.

Gian legte diesen Versprechungen keine besondere Bedeutung bei, aber den Dukaten hob er auf wie eine kostbare Reliquie. —

Schwere Schicksalsschläge trafen kurz darauf den armen Gian. Vater und Mutter erlagen einem grassirenden Fautieber, die Theatergesellschaft in Bergamo löste sich auf, Gian war mit Schwester und Bruder Waise und sah wieder die kahle Landstraße vor sich.

Unter den unsäglichsten Mühseligkeiten und Drangsalen schlugen sich die Geschwister bis Mailand durch. Dort wurden die Schwester und der ältere Bruder abermals als Choristen engagirt, Gian Battista aber nicht, „weil er keine Stimme besäße“, wie der ihn prüfende Kapellmeister erklärte.

Da er den schlecht besoldeten Geschwistern nicht zur Last fallen wollte, trennte er sich von ihnen, suchte in der Stadt auf sonst irgend eine Weise ein Unterkommen zu finden, aber umsonst; dem halbwüchigen Burden, der so recht wie ein nichtsnutziger Landstreicher aussah, waren alle Thüren verschlossen. Fast verzweifeln, vom Hunger gepeinigt, schickte sich der Bedauernswerthe schon an, den sorgsam bewahrten Dukaten Lamberti's hervorzuholen, als er sich erst jetzt erinnerte, daß der ihm so wohlgesinnte Künstler ja in Mailand ansässig sei. Wieder Hoffnung fassend, ließ Gian das Goldstück ungewechselt und erfragte die Wohnung Lamberti's, der glücklicherweise in der Stadt anwesend war, vor Kurzem erst von seiner Gastspielreise aus England zurückgekehrt.

Der Sänger empfing den glücklichen Bittsteller sehr freundlich, prüfte seine Stimme und erklärte, es ließe sich wohl etwas aus ihm machen, aber erst müsse er den gänzlichen Uebergang seiner Stimme in das männliche Register abwarten. Inzwischen wolle er ihn unterstützen.

Glücklicherweise vollzog sich die Stimmbruchung bei Gian in außerordentlich kurzer Zeit, die er zu eifrigem Bücherstudium in der Bibliothek seines Gönners benutzte. Lamberti unterrichtete ihn hierauf im kunstgerechten Gesang, wobei auch die fortgesetzte Bildung des Geistes nicht vergessen wurde, und endlich konnte der Sänger sein Versprechen, dem Schützling ein Engagement zu verschaffen, wahr machen. Er brachte ihn als zweiten Tenor nach Verona.

Hier, wo die Opern des am Anfange seines Ruhmes stehenden jugendlichen Komponisten Giacomo Rossini aufgeführt wurden, sollte auch der eigentliche Stern des jungen Tenoristen aufgehen. Bei einer Aufführung von Rossini's „Tancred“ sprang Gian für den plötzlich erkrankten ersten Tenoristen ein und errang einen so bedeutenden Erfolg, daß er sofort zum ersten Tenor vorrückte, und seine Monatsgage auf die zu jener Zeit exorbitante Summe von sechs-

hundert Franken erhöht wurde. Und nun lag die Ruhmeslaufbahn für den jungen Künstler, der sich jetzt zum ersten Male mit seinem richtigen Vatersnamen Rubini nannte, offen. Ein Jahr später gastirte er in Brescia mit einer Monatsgage von tausend Franken, dann in Venedig. In der Lagenstadt, wo besonders die Musik Rossini's sorgsamste Pflege fand, eilte er mit den Kompositionen des „Schwans von Pesaro“ von Erfolg zu Erfolg.

Um das Jahr 1825 konnte der erst dreißigjährige Gian Battista Rubini sich schon Landgüter und ein Schloss in der Heimath kaufen. Auf einem solchen Besitzthum versorgte er Bruder und Schwester, die dem für sie so wenig ergiebigen Felde der Kunst Valet gesagt hatten, um nun die Landwirthschaft zu betreiben.

Rossini, der in Paris eine Anerkennung genoß, die schon an Vergötterung grenzte, konnte nicht umhin, den berühmten Sänger und Landsmann, der als Graf Almariva in des Meisters „Barbier von Sevilla“, als Arnold Melchthal im „Tell“ und als „Othello“ unerreicht da stand, nach der französischen Hauptstadt zu rufen an die Große Oper, die Rossini selbst als unumschränkter Direktor leitete.

Rubini gastirte hier mit der Monatsgage von fünfzigtausend Franken. Sein Name bildete nicht die schwächste Leuchte in dem herrlichen Biergestirn, dessen sich damals die Große Oper in Paris rühmen durfte, des Biergestirns: Rubini, Severini, Tamburini und Lablache.

Alltäglich sah man diese Vier auch im Café Anglais beim Whistspiele, das sie sammt und sonders leidenschaftlich liebten.

3.

In Paris an der Großen Oper war es auch, wo der in der vollsten Blüthe seiner Jahre und seines glänzenden Ruhmes stehende Künstler unvermutheterweise an eine Episode seiner Knabenjahre erinnert werden sollte.

Eines Tages wurde unter den Sängern eine Kollekte gemacht zu Gunsten einer armen erkrankten Choristin, und auch Rubini sollte etwas beisteuern. Als er auf dem Sammelbogen den Namen der Bedürftigen „Felicitas Bertucci“ las, fuhr er auf und erkundigte sich des Näheren nach der Frau.

Noch am selbigen Tage stieg er die sechs Treppen zu dem Dachzimmer empor, das ihm als die Wohnung der kranken Choristin bezeichnet worden war. Er fand eine kaum vierzigjährige, aber wie eine Greisin aussehende sieche Frau in einem Lehnstuhl am Fenster, neben ihr einen Tisch mit künstlichen Blumen. Die Frau rückte den Schirm vor ihren halberblindeten Augen empor und frug mit gebrochener Stimme nach dem Begehr des Fremden.

Ein wehmüthiges Gefühl durchschauerte den Mann, als er in der hinfälligen Gestalt wirklich die einst so reizende Felicitas Dolani, den Gegenstand seiner ersten Liebe erkannte. Es dauerte geraume Weile, bis er sich so weit gesammelt hatte, um sich ihr zu erkennen zu geben.

Die Arme wollte es fast nicht glauben, daß der berühmte Künstler wirklich der kleine Gian Battista, der Bettelmusikant von ehemals sei. Helle Thränen netzten ihre vorzeitig gefurchten Wangen bei der Erinnerung an jene Tage, da sie noch im Vollbesitze ihrer Jugendfröhenheit und ihres Jugendmuthes gewesen war.

„Sie sind allein?“ fragte sie Rubini sodann. „Sie haben keine Familie?“

„Nur eine Tochter, Rosina. Sie sehen hier ihren Arbeitsstisch; das Mädchen ist Blumenmacherin. Mein Mann starb schon vor zehn Jahren.“

„Sie haben Ihr Kind nicht dem Theater gewidmet?“ fragte Rubini weiter.

„Nein, nein,“ stotterte Felicitas hastig.

„Rosina wäre nichts dafür. Jetzt geht es uns freilich schlecht, seitdem ich nichts verdienen kann. Rosina's Arbeit wird so jämmerlich bezahlt.“

Rubini war eben im Begriff, seine goldgefüllte Börse zu ziehen, da öffnete sich die Thür, und ein schlankes, etwa siebzehnjähriges Mädchen trat ein und betrachtete den eleganten Fremden halb neugierig, halb mißtrauisch.

„Meine Tochter!“ sagte Felicitas.

Rubini verbarg seinen Geldbeutel so rasch, als ob er ein Unrecht zu begehen im Begriffe gewesen wäre. Der Anblick des lieblichen Kindes, in welchem die Felicitas von einst in verschönerter, verjüngter Ausgabe verkörpert schien, machte ihn verlegen.

Frau Bertucci erzählte ihrer Tochter, wie sie mit Signor Rubini Bekanntschaft gemacht habe. Der Sänger betrachtete unterdessen die ärmliche Einrichtung des Mansardenstübchens. Dabei fiel ihm ein altes, verwittertes Bild in's Auge, das an dem schief laufenden Mauerpfiler zwischen den Fenstern festgenagelt war.

„Woher haben Sie dieses Bild?“ fragte er hastig.

„Ach Gott,“ entgegnete Felicitas mit müdem Lächeln, „das hat mein Mann bei einem Trödler gekauft, als wir hier an der Oper als Choristen engagirt wurden und uns allmählig einrichteten. Es stellt seinen Schutzpatron, San Tomaso, vor, und deshalb wendete er einen Franken daran.“

„Einen Franken, sagen Sie?“ rief Rubini. „Erlauben Sie, da hatte wohl weder er noch der Trödler einen annähernden Begriff von dem wirklichen Werth des Bildes. Wenn Sie mir das Ding überlassen wollen, kann ich Ihnen sogleich tausend Franken dafür bieten. Es ist ein werthvolles Gemälde von einem alten Meister. Ich hoffe, daß Sie es mir aus alter Freundschaft zu diesem Preise überlassen.“

Er legte das Geld auf das Tischchen und griff nach seinem Hute. Felicitas war sprachlos vor Verwunderung. Rosina wollte eine Einwendung erheben, aber Rubini ließ sie nicht zu Worte kommen. Er entschuldigte sich, daß er keine Zeit mehr habe, er müsse in's Theater; aber morgen werde er das gekaufte Bild holen. Damit empfahl er sich und war schon am Fuße der Treppe, ehe sich die Frauen von ihrer Ueberraschung noch erholt hatten.

Als Rubini am nächsten Vormittage von der Probe in seine luxuriöse Wohnung zurückkehrte, überreichte ihm sein Diener einen versiegelten Brief. Der Künstler öffnete ihn, und zu seinem Erstaunen fiel ihm der Tausendfrankenschein in die Hände, den er gestern in der Wohnung der Bertuccis zurückgelassen hatte. Das Begleitschreiben lautete folgendermaßen:

„Hochgeehrter Herr!

Das Bild, das angeblich Ihre Bewunderung erregte, habe ich heute von einem Sachverständigen schätzen lassen. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß es ein völlig werthloses Nachwerk ist. Wir danken für den freundlichen Betrug, hinter welchen sich Ihre Großmuth verbergen wollte, aber wir können von derselben keinen Gebrauch machen. Sollten wir Sie mit dieser Rückgabe verlegen, so bedenken Sie, daß Sie mit jenem Versuch uns beleidigen mußten.“

In Hochachtung Rosina Bertucci.“

Rubini ging eine Weile, die Hände auf dem Rücken, unschlüssig auf und nieder, dann las er die mit graziöser Hand hingeworfenen Zeilen noch einmal. Hierauf faltete er das Blatt sorgfältig zusammen, schob es in seine Briefftasche und machte sich auf den Weg nach der Wohnung der beiden Frauen.

Als er das Mansardenstübchen betrat, gewahrte er, daß Rosina in holder Verwirrung erröthete bei seinem Anblick.

„Sie kommen, uns neuerdings Ihre Grösmuth aufzudrängen, mein Herr?“ sagte sie.

„Ich komme, Sie in erster Linie um Vergebung zu bitten wegen meiner gestrigen Hinterlist. Aber soll es denn dem wirklichen Freunde nicht erlaubt sein, da zu helfen, wo es ihm solche herzliche Freude bereiten würde?“

Rosina biß sich auf die Lippe und schüttelte den Kopf. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie kränke, aber gerade von Ihnen — könnte ich keine solche Wohlthat annehmen; sie würde mich — erniedrigen. Die einstigen Kollegen meiner Mutter haben ihr eine Unterstützung zugewiesen — das ist etwas Anderes, ich kenne die Einzelnen nicht, aber —“

Sie brach plötzlich ab und sah zu Boden.

„Und warum wollten Sie gerade mich ausschließen?“ fragte er eindringlich, aber er erhielt keine Antwort.

Da erfaßte Rubini ihre Hand und zog sie innig an sich. „Und wenn Sie dem Fremden, dem bloßen Freunde nicht gestatten wollen, sich Ihrer anzunehmen, Rosina, könnten Sie es einem — Bruder verwehren? Wollen Sie mir vergönnen, Ihre Stütze zu sein?“

* * *

Eines Abends erschien der Sänger später als gewöhnlich am Whiststisch im Café Anglais, wo ihn die drei Kollegen und Spielpartner Severini, Lablache und Tamburini schon erwarteten und den Säumigen mit Vorwürfen empfingen. Da drückte Rubini schalkhaft lachend ein Auge zu und machte eine echt italienische Geberde.

„Liebe Freunde,“ sagte er mit strahlendem Gesicht, „ich spiele heute überhaupt nicht, ich wollte euch nur bitten, als Trauzeugen bei meiner morgen mit Fräulein Rosina Bertucci stattfindenden Hochzeit zu erscheinen.“

Diese fand am 12. Mai 1833 statt, und länger als zwanzig Jahre lebte er in glücklicher Ehe mit Rosina Bertucci. Rubini starb am 2. März 1854 mit Hinterlassung eines Vermögens von zweieinhalb Millionen Franken.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten).

Die letzten Schüsse im Kriege 1870/71. — Der General v. Z., der nach dem Waffenstillstande als Hauptmann bei den Besatzungstruppen in einer kleinen Provinzialstadt der Normandie stand, erzählt in seinen „Erinnerungen“:

Es war am 9. Mai 1871. Mein Feldwebel tritt in das Zimmer und meldet:

„Ein sekretes Schreiben des Herrn Oberstlieutenant an den Herrn Hauptmann.“

Nichts Gutes ahnend, öffne ich das Schreiben. — Was ist das? — Unmöglich — gerade am heutigen Tage? — Aber da steht es klar und deutlich! — Schweigend stecke ich das Schreiben in die Brusttasche. Es hilft nichts, dem Befehle muß gehorcht werden, so schwer es mir auch wird.

„In einer halben Stunde hat die Kompagnie in feldmarschmäßigem Anzuge, der Mann fünf scharfe Patronen, auf dem Appellplatze zum Abmarsch bereit zu stehen!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann; darf ich fragen, ob der Herr Hauptmann eine Schießübung...“

„Ich werde die Leute auf dem Marsche selbst mit unserem Auftrage bekannt machen. Also in einer halben Stunde muß Alles zum Abmarsche bereit sein!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Der Feldwebel entfernt sich mit nachdenklichem Gesicht. Eine solche Geheimnißkrämerei seines Hauptmanns ihm gegenüber war ihm während seiner ganzen Dienstzeit noch nicht vorgekommen. Nach wenigen Augenblicken ertönt das Sammelsignal; ich rufe meinen Burschen und ertheile ihm die nöthigen Befehle. In zehn Minuten steht mein Brauner vor der Thür, ich schwinde mich in den Sattel und reite zum Sammelplatze. Lieutenant B., mein jüngster Kompagnieoffizier, nähert sich mir mit den Worten: „Ich glaube, es sei heute Ruhetag — der Herr Hauptmann hatte doch befohlen —“

„Der Hauptmann denkt, der Bataillonskommandeur lenkt, mein lieber B.“

„So hat der Herr Oberstlieutenant diese Schießübung befohlen?“

„Ein schöne Schießübung! Da lesen Sie!“ —

Das fröhliche Gesicht des Lieutenants nimmt einen ernsten Ausdruck an beim Lesen des Bataillonsbefehls.

„Das ist gerade kein angenehmes Kommando,“ meinte er.

„Dafür bin ich der jüngste Hauptmann im Bataillon. Sie aber, lieber B., werden den schwersten Theil der heutigen Aufgabe zu erfüllen haben.“

Zimmer tiefer senkt sich das Haupt meines jüngsten Lieutenants bei der nun folgenden Instruktion meinerseits. Schweigend legt er die Hand an den Helm und nimmt mit einem Seufzer seinen Platz am rechten Flügel der Kompagnie ein. Premierlieutenant v. Br. ist mittlerweile eingetroffen, auch er vernimmt mit tiefem Ernste meine Instruktion.

„Die Kompagnie mit drei Zügen zu je zwanzig Kotten zur Stelle!“ meldet der Feldwebel.

„Stillgestanden! — Das Gewehr über! — Mit Sektionen rechts schwenkt — marsch! — Halt! — Zugweise antreten! — Ohne Tritt!“

„Erster Zug — marsch!“ ertönt das Kommando meines Jüngsten, und hinaus geht es in den herrlichen Frühlingsmorgen, dem maiengrünen Walde zu.

„Was mag der Alte nur haben?“ so flüstern sie untereinander, denn Niemand weiß sich den Zweck der mitgenommenen scharfen Patronen zu erklären; selbst der sonst allwissende Feldwebel zuckt auf die Frage der Unteroffiziere stumm die Achsel.

Der Wald ist erreicht. Vom goldenen Sonnenschein überfluthet liegt er da im frischen grünen Wiesenfrisch. Waldmeister, Beilchen und wilde Rosen entfenden ihre zarten Düfte, und träumerisch nicken die breiten Weiden der Farren dort unten in dem feuchten Grunde. In den Zweigen der Bäume aber jubelt die gefiederte Sängerschar dem herrlichen Frühlingsmorgen entgegen. Wie schön, wie schön ist die Welt!

Der Weg mündet auf eine sonnenüberfluthete Waldwiese. Tausend Blumen blühen hier, bunte Schmetterlinge gaukeln über den Blüten und glühende Käfer huschen durch das dichte Gewirre der Grashalme. An dem jenseitigen Rande der Wiese äßen einige schlafende Rehe. Jetzt heben sie den zierlichen Kopf, äugen uns groß an, werfen das Geweih in den Nacken und verschwinden mit flüchtigen Schritten in dem Dickicht. Ein Häher guckt neugierig von dem Ast einer knorrigen Eiche auf uns herab, dann breitet er seine bunten Schwingen aus und flüchtet mit lautem Schrei tiefer in die Wildnis.

„Bataillon — halt! — Gewehr — ab!“ — Erwartungsvoll blickt ein Jeder auf mich.

„Jütlere, wir haben heute einen schweren Auftrag auszuführen; aber nichts ist dem Soldaten zu schwer im Dienst seines Königs und Kriegsherrn. Wir haben das letzte Wort zu sprechen in dem Prozeß gegen zwei von falschem Patriotismus irregeleitete Franzosen. Zwei junge Bursche sind es, welche einen deutschen Posten meuchlings niedergestoßen haben. Um elf Uhr heute Vormittag werden die beiden Verurtheilten von uns erschossen!“

Eine leichte Bewegung geht durch die Reihen der Kompagnie, wie wenn der Abendwind durch die Büsche streicht. Jetzt kennt man den Zweck der scharfen Patronen.

Athemlose Stille herrscht wieder in der Kompagnie. Ich selbst erschreke fast über den Klang meiner Stimme, als ich fortfahre: „Herr Lieutenant B., ziehen Sie Ihre Leute vor zur Exekution!“ — Herr Lieutenant



Mädchen aus dem Brizenthale. Nach einem Gemälde von J. Proelß. (S. 75)

und Fliegen unterbricht die tiefe Stille. Da taucht in dem Waldweg ein Reitertrupp auf, welcher einen geschlossenen Wagen eskortiert. Der Auditeur ist es mit einem Zuge Dragoner; in dem Wagen befinden sich die beiden Unglücklichen: ein Priester begleitet sie auf ihrem letzten Wege.

Jetzt steigen sie aus! — Zwei junge Bursche in blauen Blusen, mit blassen, aber trotigen Gesichtern. Der Priester spricht ihnen tröstend zu; sie aber achten kaum auf die frommen Worte, sie starren trozig und düster in den sonnendurchschimmerten Wald.

Der Auditeur verliest das Urtheil des Kriegsgerichts. Ein Zittern fliegt jetzt durch die Gestalten der Unglücklichen, zum letzten Male blicken sie auf zur leuchtenden Sonne, dann legt sich die Binde über ihre Augen. . . da schallt schon das gedämpfte Kommando des Lieutenants B.:

„Legt an — Feuer!“ Zwei Salven krachen — ein Schrei — nieder stürzen die Verurtheilten — zwei heiße Herzen haben aufgehört zu schlagen. — Der Priester kniet neben den Leichen nieder und betet stille.

Todesstill ruht der frühlinggrüne Wald! Die Strahlen der Mittagssonne huschen über zwei frische Gräber am Rande der blumigen Wiese.

Am folgenden Tage wurde der Friede zu Frankfurt a. M. unterzeichnet. Die beiden Salven auf der Waldbühne dort im Norden Frankreichs waren die letzten Schüsse in dem großen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich.

[C. L.]
Der Vorrang. — Als die Königin Luise von Preußen noch Kronprinzessin war, wurde ihr eines Morgens gemeldet, daß der Graf v. Soden um Erlaubniß bitte, Ihrer königlichen Hoheit seine Aufwartung machen zu

dürfen; auch befinde sich der Hofschuhmacher Berke im Vorzimmer, um eine Bestellung entgegenzunehmen. „Wohlan,“ entschied die Kronprinzessin, „so soll der Meister zuerst eintreten; wenn ich ihn lange draußen warten lasse, so käme dem Manne, für den jede Minute von Werth ist, die Ehre, Hofschuhmacher zu sein, theuer zu stehen. Der Graf dagegen hat nichts zu veräumen.“ [C. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 9:

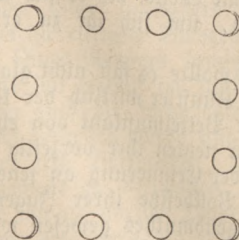
Jeder hat sein Stedenpferd, das ist ihm über Alles werth.

Räthsel.

„Sag mal,“ rief ich, „Freund Engelbert, War's hübsch, das gestrige Konzert? Wie ich vernahm, trug Fräulein Mohr — Hier sprach das Räthselwort ich — vor!“
D'rauf gab mein Freund zur Antwort mir, Das, was mein Wort verkündet dir, Wenn, lieber Leser, du gewandt Verändere zwei Zeichen Stand. [Oskar Leede]

Auflösung folgt in Nr. 11.

Auflösung der Umlege-Aufgabe in Nr. 9:



Man lege in jeder Ecke des Quadrats zwei Münzen aufeinander, so kann man dann an jeder Seite sechs Münzen zählen.
Auflösung des Logogriphs in Nr. 9: Reiter, Freiherr.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.